

Walter Kaufmann

Wohin der Mensch gehört



Impressum

Walter Kaufmann

Wohin der Mensch gehört

Roman

ISBN 978-3-86394-561-9 (E-Book)

Das Buch erschien erstmals 1957 im Verlag Neues Leben Berlin.

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

Foto: Barbara Meffert

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

Tel.: 03860 505788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

ERSTER TEIL

1. Kapitel

Der Wind jagte Regenwolken über den Himmel. Die Waldbäume neigten sich. Herbstlaub tanzte in der Luft und irrte über den Boden. Der Wind trug eine schwermütige Weise zu ihnen herüber:

Am Brunnen vor dem Tore,
da steht ein Lindenbaum ...

Als sie das Singen hörten, blieben sie stehen. Die junge Frau sah den Knaben an.

„Horch!“, sagte sie und begann leise mitzusingen:

Ich träumt' in seinem Schatten ...

Der Junge war noch klein, sieben Jahre alt, und hatte einen matten olivbraunen Teint. Seine Durchsichtigkeit konnte darauf schließen lassen, dass er krank gewesen sei. Seine Haare, seine Augen waren ebenso dunkel wie ihre, aber er war nicht ihr Bruder.

Das Lied verklang, und es schien, dass die Sänger sich entfernt hatten. Aber nur der Wind hatte sich gelegt, wie immer, ehe Regen losbricht. Die wenigen Blätter an den Zweigen bebten, der Himmel hatte sich düster bezogen.

Der Junge sah hinauf und lief, um weit unten am Weg eine Schutzhütte zu erreichen, bevor die ersten Tropfen fielen. Sie eilte ihm nach.

In der Hütte saßen Männer; sie rückten zusammen, ihnen Platz zu machen. Es war dämmerig in der Hütte; trotzdem sahen sie, wie schäbig gekleidet die Männer waren und wie verhungert. Die Gesichter unter den abgetragenen Hüten und Mützen waren hager.

Eine tiefe Stimme sagte unvermutet: „Bist du das, Hilde?“

Sie schreckte auf. „Gerhart!“, sagte sie.

Der Junge betrachtete den Unbekannten und sah, dass er mager war und blonde Bartstoppeln die hohlen Wangen bedeckten. Das Jackett war ihm zu klein, und der Schal konnte nicht verbergen, dass er kein Hemd trug.

In Strömen begann der Regen von dem schrägen Hüttendach zu fließen, und dem Jungen war, als führen sie durch einen Wasserfall. Jemand riss ein Streichholz an, um einen Zigarettenstummel anzuzünden. Er warf das Streichholz auf die Erde, es brannte noch ein Weilchen, und in seinem Flackern sah der Junge, dass die Zehen des Mannes durch die Stiefelspitzen staken.

„Wir werden den ganzen Nachmittag hier sitzen“, sagte der Mann.

„Wenn schon“, sagte ein anderer, „zu versäumen hast du nichts. Oder doch?“

Der erste lachte bitter auf. „Nein“, antwortete er, „lass es regnen. Ich versäume nichts.“

Der Junge fragte sich, wer die Männer sein mochten. Hilde unterhielt sich immer noch ernst mit dem Unbekannten, ihn schien sie vergessen zu haben.

„Ich habe mich nicht verändert“, hörte er den Unbekannten sagen. „Ich hab’ dich immer gern.“

Der Regen ließ nach. Die Sonne stach durch die Bäume, Äste und Zweige schimmerten. Hilde drehte sich zu dem Jungen.

„Komm, Stefan“, sagte sie, „wir wollen gehen.“

Der Unbekannte begann zu singen:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
dass ich so traurig bin ...

Dabei lächelte er Hilde an, und die anderen fielen mit Bass und Tenor in den Gesang ein.

„Es gefällt mir hier“, sagte Stefan.

Der Regen hörte auf, ehe das Lied zu Ende gesungen. Vom Dach fielen wie Perlen vereinzelt Wassertropfen auf die Erde.

„Wir müssen jetzt gehen“, sagte Hilde leise.

„Ich begleite euch“, sagte der Unbekannte, und zu den andern: „Bis morgen!“ Mit gleichmäßigen langen Schritten ging er neben Hilde und Stefan her.

Eine Weile fiel kein Wort. Eine Krähe flatterte zwischen den Bäumen, aus dem Unterholz erhob sich zarter Dunst. Schließlich hörte Stefan den Unbekannten sagen: „Ich liebe dich noch immer, Hilde.“

Hilde verlangsamte ihren Schritt nicht, aber ihre Wangen färbten sich rot.

„Ich möchte, dass wir heiraten“, sagte er. „Es geht, glaub mir. Ich verkaufe mein Fahrrad, dann haben wir ein bisschen Geld. Und Arbeit kriege ich schon, keine Angst.“

„Arbeit willst du kriegen?“, fragte Hilde erbittert. „Woher? Auf jede freie Maurerstelle ...“

„Aber ich bin kein Anfänger mehr.“

„Ich weiß nur ...“ Hilde unterbrach sich und hing ihren Gedanken nach. Endlich sagte sie: „Gerhart, du weißt, dass ich möchte. Du weißt, dass ich es sehr gern möchte. Aber ich bin noch keine Zwanzig und Vater wünscht, dass ich bei Hermanns bleibe. Jeden Monat bringe ich Geld nach Hause, und jetzt, wo Helmut auch keine Arbeit hat, brauchen sie jeden Pfennig. Außerdem habe ich die Hermanns gern, und sie haben mich gern. Für so vieles bin ich ihnen dankbar. Ich kann nicht so einfach von ihnen weglaufen.“

„Ist gut“, hörte Stefan den Unbekannten leise antworten, „ich mache dir keinen Vorwurf.“ Stefan sah zu, wie der Mann unter dem Jackett den Schal fester zog, als fröre ihn plötzlich. „Viel Glück“, sagte er, und dennoch lächelte er dabei. Stefan spürte die Enttäuschung wie einen Stich. „Viel Glück“, und damit trennte sich der Mann von ihnen.

Als sie aus dem Wald auf eine Lichtung traten, sahen sie die Prinzenstraße, wo Stefan wohnte. Es war eine vornehme Straße, breit und von Bäumen gesäumt. Der Regen verdunstete schon, der glatte Asphalt war unregelmäßig schwarz und grau gefleckt. In den Einfahrten zu den großen Villen parkten Luxusautos.

„Weißt du, wie viele Menschen arbeitslos sind?“, fragte Hilde Stefan, als sei sie ihm eine Erklärung schuldig.

„Nein“, sagte Stefan. Für ihn unterschied sich das Jahr 1931 in nichts von den vergangenen Jahren seines kurzen Lebens. Das Wort „arbeitslos“ war ihm nicht mehr als ein Begriff mit einem Beigeschmack wie „Scharlachfieber“ ...

Von dem unbebauten Grundstück neben dem Haus, wo Stefan wohnte, stieg Rauch auf. Er verteilte sich in der Luft und durchsetzte sie mit einem herben Geruch.

„Ich will sehen, was da los ist“, sagte Stefan zu Hilde.

Sie vermochte ihn nicht zu halten; seit seiner Krankheit fühlte er sich wie ein Vogel, der aus dem Bauer entlassen war. Er stieg durch ein Loch im Zaun und ging quer über das Grundstück über Ziegelsteine und Konservendosen und Marmeladengläser dahin, wo der Rauch herkam. In einer Höhle rösteten sechs Jungen verschiedenen Alters Kartoffeln. Einer, ein dunkelhaariger, schlanker, sah heraus. „Was willst du?“, fragte er.

„Nichts. Darf ich hier nicht stehen?“

„Wo kommst du her?“

Stefan zeigte in Richtung der stattlichen Villa in dem Garten neben dem Grundstück.

„Ich habe dich nie gesehen.“

„Ich bin krank gewesen.“

„Bring ihn herein, Werner!“, sagte eine andere Stimme.

Stefan kroch durch einen Gang und stand einem Jungen, doppelt so alt wie er, gegenüber, der auf einer Kiste saß und eine Kartoffel pellte. Die Ähnlichkeit mit dem, den er Werner rief, war unverkennbar - augenscheinlich waren sie Brüder.

„Wie heißt du?“, fragte der ältere ohne aufzusehen.

Stefan nannte seinen Namen.

„Wie alt?“

Stefan sagte es. Der andere pellte seine Kartoffel zu Ende, steckte sein Messer weg, dann erst betrachtete er Stefan. Sechs Augenpaare ruhten jetzt auf ihm.

„Du bist klein für dein Alter“, sagte der Junge mit der Kartoffel.

„Dafür kann ich nichts.“

„Kannst du laufen?“

„Ja.“

„Wie schnell?“

„Weiß ich nicht. Schnell genug.“

„Das werden wir feststellen. Geh hinaus und warte.“ Stefan gehorchte. Drinnen berieten sie über ihn, aber er vernahm nichts als undeutliches Gemurmel. Dann kamen alle heraus.

„Schön“, sagte der Junge, der in der Höhle mit ihm geredet hatte, „ich bin der Anführer. Das hier ist Fritz Falk.“ Er deutete auf einen untersetzten, derben Jungen in Stefans Alter, der Stefan verschmitzt, jedoch nicht unfreundlich anschaute. „Das ist Werner, mein Bruder, und der da Paul Jäger.“ Dieser, offensichtlich der Ältteste, war ein dürrer Bursche mit wässrigen blauen Augen und einer Hautfarbe, die nur wenig blasser war als sein weißblondes Haar. Obwohl sein Gesicht fast ausdruckslos war, enthielt es doch etwas Unheimliches, und Stefan wusste nicht recht, ob es nur die spärlichen weißblonden Augenbrauen waren, die ihm ein Gefühl des Widerwillens einflößten, oder etwas, das in seinen Augen lag, etwas Kaltes, Grausames. „Das ist Hans Amendt, der Sohn von Major Amendt“ - dem Jungen schien die Erklärung zu gefallen - „und das Jan Förster.“ Der Sohn des Majors war blond und unauffällig, der andere schwächling, fast mädchenhaft, sein Haar seidig und seine Kleidung vornehm. Außer Fritz waren sie alle älter als Stefan. „Und ich bin Franz Kolb. Also - wenn du in zwei Minuten so weit laufen und dich verstecken kannst, dass wir dich in einer Stunde nicht finden, dann nehmen wir dich in die Horde auf. Sonst ...“, er zuckte mit den Schultern, „sonst nicht.“

Er sah auf seine Armbanduhr und zählte. Bei 48 befahl er Stefan zu laufen. Stefan drehte sich um und rannte, die andern passten auf wie Schießhunde. Als er über den Zaun kletterte, taten ihm die Arme weh, aber den Zaun überklettern ging rascher, als durch das Loch kriechen. Als er sich auf die Straße herunterließ, schrammte er sich die Knie; sofort trat Blut hervor. Er achtete nicht darauf, sondern begann schneller zu laufen als je in seinem Leben. Er lief die Prinzenstraße hinunter, ohne sich umzublicken, bog um eine Ecke und noch eine Ecke, bis er an einen Fabrikzaun gelangte. Das Tor war mit Vorhängeschlössern versperrt und nicht übersteigbar, denn oben war es mit Stacheldraht besetzt. Nicht einen Augenblick zu früh entdeckte er eine Rinne, die unter dem Tor herausführte. Er robbte durch die Rinne auf den Fabrikhof, als auch schon auf dem Straßenpflaster das Gestampf von Füßen erscholl.

Er sah sich um. Alles war ruhig. Als er weiterging, flogen von einem Karren und von einem Stapel Kisten an einer Mauer mit blinden oder zerbrochenen Fensterscheiben erschreckte Spatzen auf. Am Ende des engen Hofes erhob sich gewaltig ein Schornstein. Mit großen schmutzig gelben Buchstaben war er beschriftet: *Bauers Fruchtsäfte*.

Mühsam schob Stefan eine Gleittür auf. Sie führte in einen dämmerigen Raum, dessen Boden einen widerwärtigen Geruch ausströmte. Eine quadratische Öffnung in der Decke, kreuz und quer von Spinnweben überzogen, ließ vom Obergeschoss einen Schaff trüben Lichts hereinfallen. In der Mitte ihres Netzes, das voll war von Insektenleichen, saß - wie eine gespreizte Hand - eine große Spinne. Unter dem Netz standen Fässer mit faulenden Obstresten, die von Maden und Würmern wimmelten. Mit Kratzen und Scharren krallte sich an einem der Fässer eine dickbäuchige Ratte empor, ruhte einen Augenblick auf seinem Rande, mit hängendem dickem Hintern, Krallen in das Holz geschlagen; zog sich dann mit den Zähnen ganz hinauf und hastete davon. Stefan wurde übel von dem Anblick. Er floh aus dem Raum und schob die Tür hinter sich zu.

Auf der Suche nach einem andern Versteck stieg er die Holztreppe hinauf, die an der Außenwand im Zickzack zu der halb offenen Tür eines Lagerraums führte. Als er hineinging,

wirbelte Staub auf und tanzte in den Sonnenstrahlen, die durch zerbrochene Fenster hereinbrachen. Auf Regalen schimmerten Reihen von Limonadenflaschen, und nachdem Stefan eine Falltür im Boden aufgehoben hatte, sah er in eine Werkstatt, wo auf Böcken geschnittenes Holz lagerte. Es roch angenehm nach Hobelspänen und Sägemehl. Stefan fischte eine Murmel aus der Tasche, warf sie hinunter und hörte sie fortrollen und das Gerenne von Mäusen. Dann setzte er sich an ein Fenster, sah über Dächer hinweg und an Türmchen vorbei und Schornsteinen und auf den nahe gelegenen Rathausturm und wartete, dass die Uhr die volle Stunde schlug.

Plötzlich sah er einen Schopf schwarzer Haare sich durch die Rinne unter dem Tor schieben. Dem Kopf folgten ein Paar magere Schultern in einem Baumwollhemd, und dann stand ein barfüßiger Junge im Hof; aufmerksam wie eine Wildkatze sah er sich rasch nach allen Seiten um. Er war so alt wie Stefan und gleich groß. Seine langen Hosen waren mit Bindfaden befestigt und an den Knöcheln umgeschlagen. Das Gesicht war blass und hager, im Nacken ringelte sich wirres Haar. Flink überquerte der Junge den Hof, und als er dicht an der Mauer entlangschlüpfte, sah ihn Stefan nicht mehr. Nach einer Weile knarrte auf dem Treppenabsatz ein Stock tiefer eine Diele, eine Tür knirschte, nackte Füße klatschten, und dann war einen Augenblick lang Stille.

Stefan schlich an die Falltür. Auf den Zehen trat der Junge unten an einen Holzstapel, maß seine Höhe und zog sich mit großer Behändigkeit hinauf. Sogleich ließ er geräuschlos Bretter von dem Stapel auf den Boden gleiten. Schließlich hüpfte er wieder hinunter, geschickt federte er den Aufprall ab. Ein leiser Schrei entfuhr ihm. Er rieb seinen Fuß und hob die Murmel auf, auf die er gesprungen war, besah sie und steckte sie in die Tasche.

„Die gehört mir!“, rief Stefan. Seine Stimme hallte durch die Fabrik.

Sofort sprang der Junge hinter einen Stapel, aber Stefan rief: „Komm vor!“

Der Junge sah sich nach allen Seiten um und entdeckte die Falltür; er trat hervor und musterte Stefan, der auf ihn heruntersah.

„Was willst du mit den Brettern?“, fragte Stefan.

„Geht dich das was an?“

„Ich frage nur.“

„Wer bist du? Sohn vom Chef?“

„Sei nicht blöde.“

Die Haltung des Jungen wurde weniger feindselig. „Das Holz verkommt hier“, sagte er, „und wir brauchen es.“

„Wozu?“

„Wir bauen eine Hütte.“

„Zum Wohnen?“

„Was glaubst du? Für Kaninchen?“

Damit drehte sich der Junge um und fing an, das Holz zur Tür zu schleppen. Zur Sicherheit

sagte er noch: „Mein Vater hat hier gearbeitet. Er hat ein Recht auf das Holz.“

„Ist mir egal, was du tust“, sagte Stefan. „Ich helfe dir.“

„Ich werde schon allein fertig“, sagte der Junge. Er quälte sich mit den Brettern ab, aber als Stefan hinunterging und mit anfasste, verwehrte er es ihm nicht. Zusammen mühten sie sich die Treppen hinauf und hinunter, stapelten sie das Holz im Hof.

Stefan sah die schwieligen nackten Füße des Jungen, die geflickten Hosen, die Haarsträhnen über dem Hemdkragen. „Wie heißt du?“, fragte er.

„Georg. Und du?“

„Stefan.“

„Wo wohnst du?“

„Prinzenstraße.“

Überrascht drehte Georg sich um. „Du brauchst mir nicht zu helfen“, sagte er zornig. „Weißt du nicht, dass ich das Holz klaue?“

„Doch.“

„Geh nach Hause! Mit Fatzken will ich nichts zu tun haben.“

„Ich bin kein Fatzke.“

„Du wohnst in der Prinzenstraße. Das genügt mir.“

Ohne ein weiteres Wort setzte Georg seine Arbeit fort, bis Schläge ans Tor ihn auffahren ließen. Als er unter dem Tor die Stiefel seines Vaters sah, war er beruhigt und lief hin.

Eine Stimme vor dem Tor fragte: „Wer ist bei dir?“

„Einer aus der Prinzenstraße“, antwortete Georg. „Als ich herkam, war er schon hier.“

„Hast du die Bretter beisammen?“

„Ja, Vater.“

„Schieb fünf Stück heraus, und lass die übrigen liegen.“

„Ist gut.“

Georg tat, wie ihm geheißen. Als er damit fertig, drehte er sich zu Stefan um und sagte: „Wir werden sehen, was du tust. Sprich kein Wort hierüber.“ Damit verschwand er durch die Rinne.

Stefan beobachtete, wie Georg zurückkroch. Die Rathausuhr schlug die volle Stunde. Es war dämmerig geworden, und die Horde hatte ihn nicht gefunden. Aber das erschien ihm plötzlich weniger wichtig als diese neue Begegnung. Er kroch auch hinaus und ging nachdenklich nach Hause.

Um die Zeit, da die Bäume in der Prinzenstraße Knospen trieben, war Stefan als vollberechtigtes Mitglied der Horde anerkannt. An diesem Nachmittag saß er in seinem

Zimmer und wartete, dass die Schauer aufhörten, und überlegte, was sie hinterher tun könnten. Sie konnten Fußball spielen oder auf dem Grundstück nebenan ein Feuer machen, vielleicht auch in der ehemaligen Fabrik von Bauer auf Entdeckungen ausgehen. In gewissem Sinne war es seine Fabrik, er hatte sie entdeckt, und immer noch konnten die andern nicht ohne seine Hilfe hineingelangen.

An seinem Fenster zog das wechselhafte Aprilwetter vorüber. In dem einen Augenblick regnete es, im nächsten zerfetzten heftige Windstöße die Wolken, und goldene Frühlingssonne schimmerte auf den Gardinen und funkelte in den Regentropfen an der Fensterscheibe. Dann wieder, als sei ein Vorhang heruntergelassen, waren die Gardinen ohne Glanz. Das Fenster klirrte. Irgendwo klappte eine Tür, und auf die Scheibe trommelte ein heftiger Schauer.

Stefan saß am Fenster und beobachtete den Zug der Wolken. Seine bunten Fische standen trag zwischen den Steinen und Pflanzen des Aquariums. Schläfrig balancierten seine Sittiche auf der Stange, die Köpfe eingezogen, die Federn gestäubt, sodass von ihrer Schlankheit nichts mehr übrig war. Die Standuhr im Flur schlug melodisch zweimal. Immer noch rann der Regen am Fenster herunter, aber schon färbte die Sonne das Wasser mit goldenem Schein. Plötzlich hörte er von fern rhythmische dumpfe Trommelschläge und in unregelmäßigen Stößen, wie der Wind ihn hertrug, den Klang von Trompeten. Nur die Trommelschläge waren dauernd da, ein immerwährendes Bum, bum, bum.

Stefan öffnete das Fenster. Jetzt hörte er die Musik deutlich, der Wind trug das Trompetengeschmetter heran. Er sah die Straße hinunter, sah aber nirgends eine marschierende Kolonne. Ein Kommando durchschnitt die Luft. Die Musik hörte auf, Füßegestampf blieb. Schwach markierte die Trommel den Tritt. Eine Pfeife schrillte. Die Trommelschläge hörten auf. Jetzt war nur noch das Füßegestampf vernehmbar.

Der Wind rauschte in den Bäumen, hoch über der Prinzenstraße kreiste ein Schwarm Tauben. Die Pfeife schrillte ein zweites Mal, wieder ein Kommando, und die marschierenden Männer begannen zu singen.

Stefan hörte, dass es ein Marschlied war; er mühte sich, den Text zu verstehen, aber der Wind vereitelte das. Dann plötzlich, als wollte der Wind ihn verhöhnen, waren die Worte deutlich:

Soldaten, Kameraden! Hängt die Juden!
Stellt die Bonzen an die Wand!

Die Worte trafen ihn. Ihre volle Bedeutung war ihm nicht sogleich bewusst, aber das Wort „Juden“ klang in ihm nach. Stück für Stück setzte er den übrigen Text zusammen. Es klang rau wie von einem brüllenden Pöbelhaufen. Er fühlte sich gehetzt. Auf der Straße trieb im Rinnstein Fritz Falk einen Fußball vor sich her, er rief die Horde zusammen. Stefan war zumute, als ginge es ihn nicht an. Werner Kolb kam aus dem Haus seiner Eltern gelaufen.

Wenn's Judenblut vom Messer spritzt,
dann geht's noch mal so gut!

Stefan warf das Fenster mit einem Knall zu. Da sahen Werner und Fritz zu ihm auf. Werner

sagte etwas zu Fritz, und Fritz zuckte gleichgültig mit den Schultern. Gemeinsam gingen sie fort. Stefan setzte sich und starrte auf die Fische, die zwischen den grünen Pflanzen des Aquariums trieben. Wieder peitschte ein Regenschauer gegen das Fenster ...

Beim Abendessen sagte sein Vater zu ihm:

„Die SA marschiert herum, als ob ihr die Welt gehörte. Lass es dich nicht stören. Sie haben nichts zu sagen, gar nichts.“

Dr. Hermann setzte sich zurück, strich über sein ergrauendes Haar, und indem er sich bei seiner Frau entschuldigte, bei Tisch von so unangenehmen Dingen zu sprechen, fuhr er ruhig fort: „Diese Strolche singen ihr Schwanenlied, Stefan, ihr Hitler ist bei der Wahl nicht durchgekommen. Die Leute da auf der Straße sind heute schon geächtet. Jeder anständige Mensch hat Hindenburg gewählt, und Hindenburg wird ihr Auftreten nicht dulden ...“

„Trotzdem, Vater ...“, begann Stefan; aber seine Mutter unterbrach ihn rücksichtsvoll:

„Dein Vater hat auf dem Gericht einen anstrengenden Tag gehabt. Ein andermal, Liebling, bitte!“

Und so nahm Stefan seine bösen Ahnungen mit ins Bett. Ein Traum verfolgte ihn. Er warf sich von einer Seite auf die andere, ihn abzuschütteln, aber es gelang ihm nicht. Seine Augenlider bebten, das Haar klebte an der schweißfeuchten Stirn, die Lippen bewegten sich. „Vater“, flüsterte er, „Vater!“

Der Traum hatte ihn in einen grell erleuchteten kahlen Raum versetzt. In der Mitte des Raumes stand sein Vater, gekleidet in Richterrobe und Barett. Sein Gesicht war bleich in dem blendend hellen Licht, einzig seine Narbe von der Schrapnellkugel quer über die Backe war rot wie der Striemen von einem Peitschenhieb. Die Hände hielt er auf der Brust über dem Herzen zusammengekrampft, und wie beim Gebet wiegte er sich vor und zurück. Die Knie versagten ihm. Sein schwarzer Talar öffnete sich, und da sah Stefan, dass in der Brust seines Vaters ein Dolch stak. Jedes Mal, wenn sein Vater sich vor oder zurückbeugte, stürzte Blut über seine Hände. Er sank in die Knie, sein Barett rollte dahin. Jetzt floss das Blut ungehemmt und färbte den Boden in seltsamen Mustern. Sein Vater fiel aufs Gesicht, und der Aufschlag hallte wie ein Gong dumpf und lange nach.

Jäh setzte Stefan sich auf. Mit weitoffenen Augen starrte er in die Nacht. Die Standuhr auf dem Flur schlug den letzten von zwölf Schlägen.

Vater weiß vieles, dachte Stefan, aber vor einer Woche hat er sich geirrt, ganz und gar geirrt.

Hilde wusste es besser.

Und Mutter? Wenn er ihr erzählte, was ihm in der Schule begegnet war, würde sie dem Lehrer schreiben und es nur noch schlimmer machen. Und wenn sie dieses jetzt wüsste, würde sie außer sich sein und bei der Polizei anrufen und wahrscheinlich weinen, und er ertrug es nicht, sie weinen zu sehen.

Nach seinem Albtraum von dem Dolch hatte Vater gesagt: „Zu Befürchtungen ist kein

Grund. Es geht vorüber.“

Jetzt war bei ihm die Fensterscheibe eingeworfen. Der Klumpen Blei lag auf der Fensterbank, und die beiden Jungen, die ihn in der Schule gequält hatten, standen unten auf der Straße und grienten. Wie konnte er sich ihrer erwehren? Wenn sie das Fenster noch einmal träfen, würde es völlig zu Bruch gehen, und dann? Wer waren sie? Was hatte er ihnen getan?

Wieder hob der kleinere von den beiden seine Schleuder und zielte nach dem Fenster. Stefan hielt den Atem an und beobachtete gespannt Hans Amendts Vater, Major Amendt, kam an dem Hause vorbei, sah die beiden Jungen scharf an, schüttelte den Kopf und ging weiter. Die Jungen piffen vor sich hin und warteten, dass der Major um die Ecke verschwinde. Der Größere schwang seinen Schulterriemen hin und zurück. Dann nahm der Kleinere seine Schleuder wieder auf, schloss ein Auge, zielte, straffte das Gummiband und - tapp, plumpste das Stück Blei unter Stefans Fenster auf das Blechdach des Hauseingangs. Der Größere riss seinem Gefährten die Schleuder aus der Hand und zielte selbst. Da kam mit einer Kiste auf Rädern ein schwächlicher Junge an ihnen vorbeigelaufen, machte plötzlich kehrt und schleuderte die Kiste heftig von sich. Der Größere schrie auf und rieb sich die Schienbeine, der schwächliche Junge sprang über die Straße davon.

Stefan riss das Fenster auf und rief: „Georg!“

So rasch sie konnten, liefen die beiden fremden Jungen hinter Georg her. Der eine stolperte über die Kiste, sie kippte um und entleerte ihren Inhalt, Pferdedung, über den Bürgersteig. Wie ein Eichhörnchen nahm Georg den Zaun des Nachbargrundstücks und war entwischt. Stefan rannte durch das Haus und zur Hintertür hinaus und war rechtzeitig im Garten, um Georg noch über eine Ziegelmauer klettern zu sehen. Da die beiden Verfolger nicht feststellen konnten, wohin Georg entschwinden war, stiegen sie über eine andere Mauer in eine Seitengasse. Stefan lief dahin, wo Georg über die Mauer geklettert war, krabbelte selber hinauf, sah sich um, wartete und rief leise: „Georg!“

Keine Antwort, nur Geraschel irgendwo unter einer Hecke.

„Georg!“

Auf der Erde lag eine kleine Schaufel, die hob Stefan auf. Er ging durch die Seitengasse in die Prinzenstraße, richtete Georgs Räderkiste auf und schaufelte den Dung wieder ein. Dann setzte er sich auf den Rinnstein und wartete. Und während er wartete, vergegenwärtigte er sich, was am Morgen in der Schule geschehen war ...

In der Pause hatte ihm einer der beiden Jungen, der größere, seinen Tennisball weggenommen. Stefan hatte ihn zurückgefordert, aber da war der zweite Junge gekommen und hatte gesagt:

„Wenn wir mit dir abgerechnet haben, dann kriegst du ihn wieder.“

„Wieso?“, fragte Stefan. „Ich kenne euch nicht.“

„Aber du wirst uns kennenlernen, Itzig“, sagte der Größere.

„Ich will meinen Ball wieder.“

„Wenn du was willst, du Judenjunge, dann sag .bitte“!

Der Kleinere mit dem finsternen Gesicht trug einen schwarzen Sweater, der wie Haut an ihm haftete. Der Größere hatte ein Pferdegesicht voller Pusteln und trug ein braunes Hemd mit Schulterriemen. Sie drängten Stefan abseits von seinen Klassengefährten an eine Mauer.

„Hör, Itzig“, fragten sie, „wie viel Prozent Jude bist du?“

„Geht weg!“, fauchte Stefan.

Sie lachten höhnisch: „Hat hier einer was gesagt?“

„Ist deine Mutter Jüdin?“, fragte der Große.

„Ja.“

„Ist dein Vater Jude?“

„Ja.“

„Sag: Mein Vater ist ein dreckiger Jude!“

Stefan stieß den im schwarzen Sweater zurück. Sein Herz klopfte. Er versuchte nach der Seite zu entschlüpfen. Sie packten ihn und schleuderten ihn zurück an die Mauer.

„Los, sag es!“

Stefan presste die Lippen zusammen. Es läutete, und Stefan sah seine Klassenkameraden ins Schulhaus zurückströmen.

„Du hast nicht den Mut, es zu sagen“, stellte der Große fest. „Dann will ich es dir sagen: Dein Vater ist ein dreckiger Jude!“

Stefan kämpfte mit den Tränen. Hasserfüllt sah er die beiden an. Sie ließen ihn gehen. Als er halb über den Schulhof war, warfen sie ihm den Tennisball hinterher. Er traf ihn wie eine Faust in den Nacken.

Während aller folgenden Stunden fragte er sich, ob sie ihm nach dem Unterricht auflauern würden. Aber er sah sie nirgends, bis er an die Ecke der Prinzenstraße kam. Da stürzten sie sich auf ihn und zwangen ihn zu laufen; der Große knallte mit seinem Schulterriemen wie mit einer Peitsche. Im Laufen erblickte Stefan Georg mit seiner Räderkiste und wollte stehen bleiben.

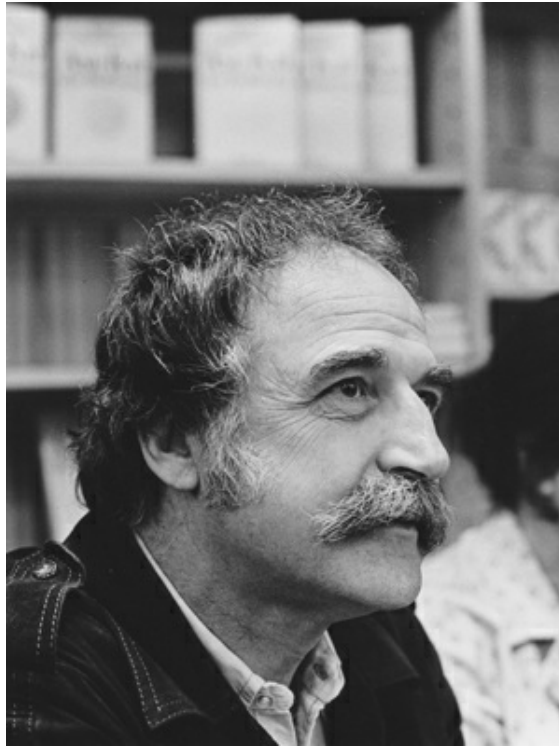
„Lauf!“, schrien die beiden hinter ihm.

Er kam nach Hause, rannte die Vordertreppe hinauf; er sah sich um und sah Georg ihm zuwinken und hörte einen der beiden drohen: „Denk daran, du Itzig: SA marschiert!“

*** Ende der Demo-Version, siehe auch

<http://www.ddrautoren.de/Kaufmann/Mensch/mensch.htm> ***

Walter Kaufmann



Walter Kaufmann (eigentlich Jizchak Schmeidler) wurde 1924 in Berlin als Sohn einer jüdischen Verkäuferin geboren und 1926 von einem jüdischen Anwaltsehepaar adoptiert. Er wuchs in Duisburg auf und besuchte dort das Gymnasium. Seine Adoptiveltern wurden nach der Reichskristallnacht verhaftet, kamen ins KZ Theresienstadt und wurden im KZ Auschwitz ermordet. Ihm gelang 1939 mit einem Kindertransport die Flucht über die Niederlande nach Großbritannien.

Dort wurde er interniert und 1940 mit dem Schiff nach Australien gebracht. Anfangs arbeitete er als Landarbeiter und Obstpflücker und diente als Freiwilliger vier Jahre in der Australischen Armee.

Nach 1945 verdiente er seinen Lebensunterhalt als Straßenfotograf, auf einer Werft, im Schlachthof und als Seemann der Handelsmarine. 1949 begann er seinen ersten Roman, der 1953 in Melbourne erschien.

1957 übersiedelte er in die DDR, behielt jedoch die australische Staatsbürgerschaft. Seit Ende der 1950er Jahre ist Walter Kaufmann freischaffender Schriftsteller. Ab 1955 gehörte er dem Deutschen Schriftstellerverband und ab 1975 der PEN-Zentrum der DDR, dessen Generalsekretär er von 1985 bis 1993 war. Er ist Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland.

Walter Kaufmann war außerdem in mehreren DEFA-Filmen als Darsteller tätig, teilweise unter dem Pseudonym John Mercator.

Auszeichnungen

1959: Mary Gilmore Award

1961, 1964: Theodor-Fontane-Preis des Bezirkes Potsdam

1967: Heinrich-Mann-Preis

1993: Literaturpreis Ruhrgebiet

Bibliografie

Werke in englischer Sprache

Voices in the storm. Australian Book Society, Melbourne 1953.

The curse of Maralinga and other stories. Seven Seas Publishers, Berlin 1959.

American encounter. Seven Seas Publishers, Berlin 1966.

Beyond the green world of childhood. Seven Seas Publishers, Berlin 1972.

Werke in deutscher Sprache

Wohin der Mensch gehört. Verlag Neues Leben, Berlin 1957.

Der Fluch von Maralinga. Aus dem Englischen übersetzt von Johannes Schellenberger. Verlag Neues Leben, Berlin 1958.

Ruf der Inseln. Aus dem Englischen übersetzt von Hannelore Sanguinette und Elga Abramowitz. Verlag Volk und Welt, Berlin 1960.

Feuer am Suvastrand. Aus dem Englischen übersetzt von Hannelore Sanguinette, Bernd Hanisch und Elga Abramowitz. Aufbau-Verlag, Berlin 1961.

Kreuzwege. Verlag Neues Leben, Berlin 1961.

Die Erschaffung des Richard Hamilton. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1964.

Begegnung mit Amerika heute. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1965.

Unter australischer Sonne. Deutscher Militärverlag, Berlin 1965.

Hoffnung unter Glas. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1966.

Stefan – Mosaik einer Kindheit. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. Edition Holz im Kinderbuchverlag, Berlin 1966.

Unter dem wechselnden Mond. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1968.

Gerücht vom Ende der Welt. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Vietinghoff. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1969.

Unterwegs zu Angela. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Verlag der Nation, Berlin 1973.

Das verschwundene Hotel. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Verlag Junge Welt, Berlin 1973.

Am Kai der Hoffnung. Aus dem Englischen übersetzt von Elga Abramowitz u. a. Verlag der Nation, Berlin 1974.

Entführung in Manhattan. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Kinderbuchverlag, Berlin 1975.

Patrick. Verlag Junge Welt, Berlin 1977.

Stimmen im Sturm. Aus dem Englischen übersetzt. Verlag der Nation, Berlin 1977.

Wir lachen, weil wir weinen. F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig 1977.

Irische Reise. Kinderbuchverlag, Berlin 1979.

Drei Reisen ins gelobte Land. Brockhaus, Leipzig 1980.

Kauf mir doch ein Krokodil. Edition Holz, Berlin 1982.

Flucht. Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1984.

Jenseits der Kindheit. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. Kinderbuchverlag, Berlin 1985.

Manhattan-Sinfonie. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik und Wilhelm Vietinghoff. Militärverlag der DDR, Berlin 1987.

Tod in Fremantle. Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1987.

Die Zeit berühren. Berlin 1992.

Ein jegliches hat seine Zeit. Berlin 1994.

Im Schloss zu Mecklenburg und anderswo. Dietz Verlag, Berlin 1997.

Über eine Liebe in Deutschland. Dietz Verlag, Berlin 1998.

Gelebtes Leben. Dietz Verlag, Berlin 2000.

Amerika. BS Verlag, Rostock 2003.

Die Welt des Markus Epstein. ddp goldenbogen, Dresden 2004.

Im Fluss der Zeit. Ditrich Verlag, Berlin 2010.

E-Books von Walter Kaufmann

Stefan – Jenseits der Kindheit

Die mosaikartig zu einem Ganzen zusammengefügt achtundzwanzig kleinen Erzählungen dieses Buches sind im wahrsten Sinne des Wortes brillant geschrieben. Sie handeln von Erlebnissen aus Kindheit und Jugend des bekannten Autors. Alles, das Freudige und das Bittere, von dem hier erzählt wird, sieht der Leser mit Stefans Augen, den Augen eines Kindes, und hört er mit Stefans Ohren, den Ohren eines Kindes. In schlichter Weise erzählt Walter Kaufmann über jene Zeit wie über ganz gewöhnliche und sich in den Alltag einfügende Begebenheiten, wie über gar nichts Außergewöhnliches. Im Mittelpunkt der Handlungen steht Stefan, der Sohn eines jüdischen Rechtsanwaltes. Von Geschichte zu Geschichte wird Stefan älter, aber auch reifer. Viel Schmerzliches liegt schon hinter ihm, als er mit fünfzehn Jahren Deutschland verlässt und nach England in die Fremde fährt. Nur die Mutter hatte Stefan zur Bahn bringen können; der Vater befand sich schon in Dachau. Selbst in England war die Sicherheit trügerisch - interniert, deportiert, endet seine Kindheit inmitten der australischen Wüste.

Wohin der Mensch gehört

Über die sorgenfreie Kinderzeit, die Stefan, Sohn eines jüdischen Rechtsanwalts, in seinem Elternhaus verbringt, fallen unheilvolle Schatten. Die grausame Kristallnacht wird dem Jungen zum bestimmenden Erlebnis. Der Sechzehnjährige flieht aus Deutschland, und die bitteren Jahre des Exils bedeuten für ihn Jahre der Bewährung. Wie der „Staatenlose“ in Holland umherirrt, wie er zweifelt und fehlt, wie er voller Erwartung von England nach Australien gelangt und welche Fülle von Erlebnissen und Begebenheiten der neue Kontinent für ihn birgt, davon erzählt dieser Roman. Viele Menschen treten in Stefans Leben: Da ist Albert, der Freund aus Deutschland, der dem verzweifelten Emigranten beratend zur Seite steht, da sind Bill und Jack, australische Arbeiter, die ihm weiterhelfen, da ist vor allem Ruth, die Stefan in aufrichtiger Liebe auf seinem schicksalhaften Wege folgt.

Der Fluch von Maralinga

Siebzehn Jahre hat Walter Kaufmann in der englischen Welt zugebracht, vorwiegend in Australien, wo er sich sein Brot als Arbeiter im Hafen und im Schlachthaus, als Obstpflücker und als Straßenfotograf verdiente. Während des Krieges gehörte er der australischen Armee an, und nach dem Kriege fuhr er als Heizer zur See. Die Länder und die Leute, die er beschreibt, kennt er aus eigener Anschauung; das gibt seinen Erzählungen Farbe und Lebendigkeit - ob es sich um das Schicksal australischer Eingeborener im „Fluch von Maralinga“ handelt, um die Liebe des Matrosen Keith zu Caroline im „Ruf der Inseln“ oder um Maria, ein „Mädchen von Neapel“, das, fast noch ein Kind, sich Fremden anbietet. Immer wieder gelingt es Walter Kaufmann, durch das Gestalten einer besonderen Begebenheit das Große und Umfassende des Lebens erkennen zu lassen; seine vielfältigen Erzählungen sind wie Fenster, durch die ein weites Panorama sichtbar wird.

Kreuzwege

Gestern noch war Ron Prentice Farmgehilfe in dem australischen Städtchen Haybrook - doch nach dem nächtlichen Zwischenfall kam es zum Bruch zwischen ihm und Ed Cox, dem stiernackigen Boss. Ron benutzt diese Gelegenheit, um der Enge des Elternhauses zu entfliehen und seinem Traum vom ungebundenen Seemannsleben näher zu kommen. Doch zunächst packt ihn die Wirklichkeit in einer Melbournner Großgarage hart an, ehe er gute Kameraden findet, Seeleute, die ihn als Kohlentrimmer auf einem Küstensteamer unterbringen. Das sind Kerle, die zusammenhalten, wie er es in seinem jungen Leben noch nicht kennengelernt hat. In der erregenden Atmosphäre der Großstadt trifft er Katharine Miles, die verwöhnte Tochter eines Architekten, die eine leidenschaftliche Zuneigung zu dem unverbrauchten, willensstarken, Seemann fasst. Katharine weiß, dass sie ihre Vergangenheit überwinden muss, wenn sie Rons Liebe erringen will. Wie stark ist aber diese Vergangenheit, die in der Gestalt des Dr. Jan Borowski in der Gegenwart ihrer Leidenschaft lebt?

Die Erschaffung des Richard Hamilton

Australien, Kuba, Süd- und Nordamerika, die bevorzugten Schauplätze von Walter Kaufmanns Storys, gelten als literarische Heimat des Exotismus, als Reservate der Abenteuerbücher und „Western“. Und der Leser von Kaufmanns Geschichten wird, was die Originalität der Erfindung, die Fülle an „unerhörten Begebenheiten“ und den buntfarbenen Hintergrund anbelangt, auch durchaus nicht enttäuscht. Aber dem Autor geht es nicht in erster Linie um ein fremdartiges Kolorit und um außergewöhnliche Ereignisse. Er schildert vielmehr das Abenteuerliche im Leben seiner Figuren als Bewahrungspunkt ihrer gesellschaftlichen Existenz, und er vermag noch in den sozialen Randgestalten die charakteristischen Probleme eines Landes sichtbar zu machen, weil er deren Dasein aus eigener Anschauung und aus eigenem Erleben kennt. Denn auch eine überdurchschnittliche Fantasie allein würde schwerlich ausreichen, um einen Schriftsteller in so viele Häute schlüpfen zu lassen. Sowenig nämlich die Ich-Erzähler dieser Storys mit Walter Kaufmann identisch sind, sowenig sind sie andererseits nur Produkt seiner Einbildungskraft.

Unter dem wechselnden Mond

In diesem Band sind achtzehn der besten Shortstories Walter Kaufmanns vereint, Geschichten aus dem buntfarbenen Milieu südlicher Inseln und Kontinente, Geschichten um See- und Schauerleute, Globetrotter und Outcasts. Diese Stories führen den Leser auf die Schauplätze einer weiten Welt, strahlend im Glanz kalter Lichter und voll unverhoffter Abenteuer. Das Abenteuerliche aber wird nicht um seiner selbst willen dargestellt, denn in außergewöhnlichen Situationen haben sich Charaktere zu bewähren. Und der Autor vermag noch in den Menschen am Rande der Gesellschaft Lebensfragen unserer Epoche deutlich zu machen.

Unterwegs zu Angela

Seit Angela Davis 1972 durch eine machtvolle internationale Solidaritätsbewegung vor lebenslanger Haft oder der Todesstrafe bewahrt werden konnte, verbinden sich in ihrer Person die politischen Linien zwischen den progressiven Basisbewegungen der 1960/70er Jahre und jenen der Ära des George W. Bush. Walter Kaufmann nimmt uns mit seiner 1973 verfassten Reportage mit auf eine Reise, die uns nicht nur Angela Davis als Person nahebringt, sondern durch die zeitgeschichtlichen Impressionen auch hilft, die Ereignisse um Angela Davis' politischen Prozess in ihrem historischen Kontext zu begreifen.

Am Kai der Hoffnung

Was uns an Walter Kaufmanns Geschichten so fesselt, ist nicht allein die ungewohnte Exotik der Südsee oder das, was wir oberflächlich oft als Seemannsromantik empfinden. Wer genauer hinsieht, erkennt: Das sind richtige Shortstories, nicht geschrieben um der Reize eines bunten Ansichtskartenmilieus willen. Die Exotik dieser Stories ist zwar farbig und in ihrer Farbigkeit zuweilen sogar krass, aber sie ist auch hart, bitter und ernst. Der Globetrotter Kaufmann erzählt hier von der einfachen, zärtlichen, guten und enttäuschten Liebe der Billys, Jacks und Johns, ihrem Leben als Seeleute, Docker und Farmer. Immer sind es Berichte von echten, sozial fest umrissenen Schicksalen, gelebt von Menschen, die sich ihrer Haut zu wehren haben gegen eine nicht immer gerade friedliche Natur und eine unbarmherzige gesellschaftliche Umwelt.

Entführung in Manhattan - Das verschwundene Hotel

Alles ging blitzschnell. Leon konnte sich nicht mehr losreißen. Ehe er überhaupt wusste, was los war, spürte er schon die Spitze des Messers zwischen den Schulterblättern. Zwei Jungen umklammerten ihn mit hartem Griff und schleppten ihn in einen dunklen, kalten Keller, ihr Versteck. So wird der elfjährige Leon von Jugendlichen entführt, und die Bande verlangt von seiner Mutter, einer Reinemachefrau, tausend Dollar Lösegeld. Nüchtern, sachlich, spannend erzählt Walter Kaufmann vom Leben der Menschen in der unerbittlichen, gierigen Großstadt New York.

Patrick

Ein Buch über Patrick, einen armen irischen Jungen in Belfast.

Kauf mir doch ein Krokodil

Walter Kaufmann geht dem Schicksal seiner Mutter nach, dem seiner Lehrer und Freunde aus der Kindheit. Als fünfzehnjähriger jüdischer Junge gelang es ihm, aus dem faschistischen Deutschland zu entkommen, während seine Adoptiveltern den Weg nach

Auschwitz gehen mussten. Als Erwachsener nach Berlin zurückgekehrt, stößt er auf Spuren seiner Vergangenheit. Nicht alle Geschichten des Buches folgen diesem Thema: Andere berichten von Erlebnissen auf Reisen, die der Autor als Seemann auf Frachtschiffen der DDR unternahm oder ihn als Berichterstatter nach London und New York führten.

Im Schloss zu Mecklenburg und anderswo

Die Wege des Erzählers führen um die Welt - von fernen australischen Küsten zu südamerikanischen und in die Karibik, von den großen Metropolen Tokio, New York, London und Berlin ins mecklenburgische Land. Und durch die Zeiten der fünfziger Jahre bis in die neunziger der deutschen Wende. Es sind Begebenheiten zur See und zu Lande, Erinnerungen an Menschenschicksale, so vielfältig und eigenartig wie die Schauplätze, die Walter Kaufmann zu meisterlicher Kurzprosa angeregt haben.

Gelebtes Leben

Wohin immer es Walter Kaufmann vor oder während der Arbeit an diesem Buch verschlagen hat, sei es auf Melville Island im fernen Norden Australiens, an die Ufer der Seine in Paris, ins israelische Arraba, an die baltische Ostseeküste oder an die Kreuzung zweier Highways im Staate New York, stets blieben im Netz seiner Erinnerung einmalige Begebenheiten, die zum Schreiben herausforderten. In diesem Geschichten-Kaleidoskop zeigt sich die Spannweite zwischen Region und weiter Welt, zwischen Vertrautem und Fremdem, zwischen kleinen Verhältnissen und exotischen Abenteuern, zwischen sozialer und künstlerisch-literarischer Erfahrung, die Walter Kaufmanns Werk schon immer auszeichnet.

Die Welt des Markus Epstein

Wie Perlen an einer Kette reiht Walter Kaufmann in diesem Buch 105 autobiografische Geschichten auf. Sie führen von seiner Heimatstadt Duisburg weit in die Welt des vergangenen Jahrhunderts. Menschen dreier Kontinente treten ins Licht - unverwechselbar alle uns so unterschiedlich wie die Länder ihrer Herkunft. Kaufmann, der mit jungen Jahren aus Nazideutschland floh, in Australien Soldat, Hafenarbeiter und Seemann war, Reporter in Irland, Israel und den USA, kannte sie alle - erkannte sie in ihrer Beschaffenheit und ihren Eigenheiten: Kinder und Greise, Schurken und Heilige, Gestrauchelte und Sieger, Männer der Seefahrt und der Arbeitswelt anderswo, und beherzte Frauen von großer Anmut und warmherziger Offenheit.

Voices in the storm

In this his first novel Walter Kaufmann tells with stark realism the story of a group of underground fighters against Hitler. Woven into the heroic pattern of struggle and resistance, is the life story of a Jewish boy who sees his family disintegrating before the

onslaught of Hitler's thugs. With the passion of one who has lived through many of the events described in *Voices in the Storm*. Walter Kaufmann presents an unforgettable picture of the face of fascism. Written in this country, the novel is a living link between the turbulent days of the thirties in Germany and Australia, raising anew problems we hoped had belonged to the past.

Beyond the green world of childhood

This collection of reminiscences traces the impact of the coming to power of the Nazis as seen through the eyes of a boy and youth. His friend Georg's question, "Why do the Nazis hate the Jews?" comes as an electric shock to Stefan, for though he had subconsciously felt it, not till that moment did he consciously think about it. The boys were then eleven years old. The twenty-six stories form a pattern-first the halcyon childhood memories of home, the first important boyhood friendship and the growing awareness of the horrors of Nazism; the parting from all that life holds dear-the departure into the unknown.

Weitere Informationen unter <http://www.ddrautoren.de>